KULTUR & LEBEN

„Musik bekommt im Dunkeln was Meditatives“

Daniel Gloger hat schon in der Uraufführung von Haas’ „Koma“ gesungen und wirkt auch in Braunschweiger Erstaufführung mit.

Andreas Berger

Szene aus einer der Lichtphasen in der Oper „Koma“ von Georg Friedrich Haas am Staatstheater Braunschweig. Die Familie und Pfleger erscheinen wie im Kopf der Komapatientin hinter Gaze. THOMAS M. JAUK

Braunschweig. Ein besonderes Erlebnis ist es sowieso: Circa 40 Prozent der Oper „Koma“ von Georg Friedrich Haas spielen in völliger Dunkelheit. Publikum, Mitwirkende und Orchester sind dazu auf der Bühne des Großen Hauses vereint und machen diese Erfahrung gemeinsam, nur dass die Musizierenden dabei noch ihre Töne finden müssen. „Für Klavier und Schlagzeug ist das besonders schwer, schließlich müssen sie manchmal ihre Schlägel und Instrumente wechseln und dürfen nicht danebenhauen“, sagt Daniel Gloger. Der Countertenor hat schon bei der Uraufführung dieses eigenwilligen Stücks mitgewirkt. Nun ist er auch bei der Braunschweiger Erstaufführung wieder dabei.

Das Faszinierende für ihn: „Im Dunkeln entfaltet die Musik eine meditative Kraft, da fährt das System der Zuhörenden ganz weit runter, kann sich den Schwingungen der Klänge öffnen, alle andere Wahrnehmung mal ausschalten.“ Die dramaturgische Situation ist so zu denken, dass das Geschehen quasi aus Sicht der im Koma liegenden Michaela wahrgenommen wird. Daher das Dunkel, durch das die Stimmen ihrer Freunde und Verwandten dringen und manchmal traumartige Szenen entstehen, etwa Erinnerungen, die die Familienmitglieder wachrufen wollen, um die Komapatientin ins Leben zurückzuholen.

„Die Stimme Michaelas kommt daher auch aus dem Raum, quasi aus dem Publikum, weil das Publikum ja ihre Perspektive hat. Und wir spielen deshalb auch aufs Publikum zu und eben nicht über eine Statistin oder ein Bett gebeugt, in dem Michaela realistisch zu denken wäre“, erläutert Gloger. Und sie erklingt nur im Dunkeln, das ist ihre Weltwahrnehmung.

Interessant sei, wie Haas’ Musik dabei auch die Obertöne, die als natürliche Schwingung in jedem Klang enthalten sind, dramaturgisch nutze. Michaelas Gesang, der nur aus Vokalisen, nicht mehr aus Text besteht, nutze sehr stark die natürliche Obertonstruktur, das heißt Töne, die als natürliche Vielfache über dem Grundton schwingen, erklärt Gloger. Der klassische Gesang folgt dagegen der wohltemperierten Stimmung, die mit kleinen Abweichungen davon alle Tonarten zu harmonisieren versucht, worauf sich die meisten Menschen heute eingehört haben. So seien die Welt der Komapatientin und der in der Realität gefangenen Familie auch musikalisch geschieden.

Manchmal zeige die Neigung zum Obertönigen die Nähe zu Michaela, so Gloger: „Der Gesang von Michaelas Mann ist um einen Viertelton anders harmonisiert als meiner als ihr Geliebter. Wir lieben sie beide, aber unsere Liebe ist nicht die gleiche.“ Grundsätzlich werde der Gesang von allen Beteiligten im Verlauf des Stücks immer obertöniger, weil sie sich Michaelas Perspektive annähern und ihren Abschied aus der Welt letztlich akzeptieren müssen.

Die Erinnerungsszenen würden psychologische Fenster bis in die Kindheit öffnen, sagt der Sänger. „Da taucht, sehr poetisch verbrämt, auch früher Schmerz, womöglich durch Missbrauch, auf, wenn vom Spielen im Garten die Rede ist, ‚wir wollten verbrennen‘, singt die Schwester.“ Der Geliebte hätte ein Ausweg sein können, aber es ist ihr Schwager. „Nur im Dunkeln erfahren wir von dieser Beziehung, im Hellen, rund ums Krankenbett, weiß niemand davon.“

Daniel Gloger wirkt mit in der Braunschweiger Erstaufführung der Oper „Koma“ von Georg Friedrich Haas. ANDREAS BERGER

Als Countertenor ist Gloger speziell mit den Obertonanforderungen vertraut, weil er auch viel Renaissance- und Frühbarockmusik singt, wo die Temperierung noch nicht durchgesetzt war. „Wie in der zeitgenössischen Musik gibt es auch keine Vorbilder zum Nachsingen, man muss selbst in den Noten lesen und herausfinden, wie es klingen soll.“ Für die Neue Musik ist ein Countertenor noch immer ein Alleinstellungsmerkmal, „aber ich bin sehr abenteuerlustig“, und so haben Komponisten auch schon extra für ihn komponiert, Bernhard Lang etwa den Parzefool in seiner Oper „Mondparsifal“, die bei den Wiener Festwochen uraufgeführt wurde.

Inzwischen tritt der 47-jährige Dozent an der Kunsthochschule Bern aber auch als Bariton auf. „Nach dem Stimmbruch ging es nur als Countertenor weiter. Aber meine Sprechstimme blieb Bariton. Ich wechsle jetzt ganz gern, das gibt eine besondere Spannung.“ So nutzt er in einem Puppentheater-Projekt mit Mozarts ‚Zauberflöte‘ als Papageno erst wie im Original den Bariton, nachher bei der Freude über die Vereinigung mit Papagena aber auch den Countertenor. Auch in „Koma“ kommen beide Lagen zum Einsatz.

Koma-Klänge

Faszinierende Premiere: Publikum sitzt bei „Koma“ im Großen Haus des Staatstheaters inmitten von Orchester und Singenden auf der Bühne.

Andreas Berger

Braunschweig. Gleich vorweg: Die Musik von Georg Friedrich Haas ist prächtig – suggestiv, verführerisch, aufrüttelnd, umnebelnd, emotional und intensiv. Ein Spektrum fantastischer Klänge, dem man sich gern überlässt, bei dem man im vorherrschenden Dunkel des alle Musizierenden, Singenden und Zuhörenden umfassenden Bühnenraums in Trance geraten kann, weil nichts mehr ablenkt, weil sich die wunderbar geschmeidige, süffige Sopranstimme von Ekaterina Kudryavtseva als Komapatientin Michaela in wogenden Vokalisen raumfüllend um einen legt, weil der Kopf so frei wird, sich auf ihre, Michaelas Wahrnehmung der Dinge einzulassen.

Im Dunkeln sind es noch unsere eigenen Assoziationen, denn Vokalisen sind Laute ohne Text. Das Staatsorchester, im Dunkeln auswendig spielend, schafft es grandios, etwaige Empfindungen der im Unbewusstsein lebenden Frau aufzurufen. Das reicht von der Ruhe wagnerschen „Rheingold“-Urwebens bis zum bedrohlichen Crescendo nach Art eines startenden Flugzeugs, wenn sie offenbar bei den Berührungen des sie waschenden Pflegepersonals in Panik gerät. Dann wieder klingelt die Perkussion mystisch, glissieren die Streicher oder führen schnelle harsche Striche, von Bläserstößen unterfüttert, Klavier geistert auf und ab. Das klingt komplex, aber anschaulich, selten aggressiv, oft berührend schön und faszinierend. Alexis Agrafiotis hat das großartig einstudiert und koordiniert nun am Pult in den Lichtphasen. Dann werden die Gestalten, die sich um Michaelas Wachwerden bemühen, sichtbar, Pflegepersonal, das spricht, Familienmitglieder, die singen.

Aber wir sehen sie durch Gazewände wie mögliche Erscheinungen in Michaelas Kopf. Regisseurin Dagmar Schlingmann hat sich für abstrakte Bilder entschieden, in denen etwa ein Schal oder ihr grünes Lieblingskleid, mit dem die Familie Erinnerungen wachzurufen sucht, als surreal überdimensioniert erscheinen, so wie sie vielleicht auf Michaela eindringen. Aufgeblasene Gummitiere wie Dino und Drache und die lila Kleidung von Ausstatterin Sabine Mader wirken dabei trotzdem etwas zu poppig.

Mit warmem Bass müht sich Rainer Mesecke als Ehemann um Michaela. Daniel Gloger bringt als ihr Geliebter einen weichen Bariton ein, wechselt aber auch mit Countertenor in die bissigen Einwürfe der Mutter, die Michaela und auch deren Kind lieber tot, also gar nicht geboren gesehen hätte. Die Schwester, von Pia Davila als Einspringerin mit hellem Sopran gesungen, von Regieassistentin Beatrice Müller gespielt, steht ihr nahe. Man kann sich aus den Textfetzen Gründe für den Selbstmord im See assoziieren.

Gegen Ende beruhigt sich die Musik wieder trancehaft. Nur noch Rufe ihres Namens dringen durchs Dunkel, Michaela blendet unser Diesseits langsam aus. Das geht unter die Haut. Ein Erlebnis.

Wegen der nur 180 verfügbaren Plätze sind die Vorstellungen schon gut gebucht. Karten sichern: (0531) 1234567 oder konzertkasse.de.

Documenta: Streit um Codex und Kunstfreiheit

Experte: 2027 sollte letzte Weltkunstschau sein.

Kassel. Wie geht es weiter mit der Documenta? Nach dem Rücktritt der Findungskommission der Documenta 16 im November vergangenen Jahres, befindet sich die Ausstellung in Kassel „auf dem Weg zu einem vollkommenen Neustart des Findungsprozesses“, erklären die Stadt Kassel und die Documenta gGmbH. Zum Jahresende wird demnach die Bekanntgabe der Künstlerischen Leitung der 16. Ausgabe der Weltkunstschau im Jahr 2027 erwartet.

Zugleich ist eine Debatte um die Verhaltenskodexe entbrannt, die eine Managementberatung in ihrem Abschlussbericht zur Aufarbeitung des Antisemitismus-Debakels der fünfzehnten Ausgabe der Ausstellung im Sommer 2022 vorgeschlagen hat. Diesen „Codes of Conduct“, die den Schutz der Menschenwürde sowie der Kunstfreiheit gewährleisten sollen, sollen sich die Geschäftsleitung und die Künstlerische Leitung jeweils verpflichten. Die Initiative „#standwithdocumenta“ sieht dadurch die Kunstfreiheit gefährdet.

Mit einer Petition stellt sie sich gegen Versuche politischer Einflussnahme auf die Documenta. Über 3000 Unterschriften sind bislang zusammengekommen. Der Sprecher der Initiative, Wendelin Göbel, will die Aktion als Weckruf verstanden sehen. „Wir haben die Sorge, dass mit den ‚Codes of Conduct‘ die Kunstfreiheit durch die Hintertür eingeschränkt werden soll, und befürchten einen großen Flurschaden für die Documenta.“

„Niemand will Antisemitismus auf der Documenta, auch nicht nur ein bisschen“, betont Göbel. Es dürfe keine Diskriminierung auf der Ausstellung geben. Dafür gebe es einen klaren rechtlichen Rahmen. Zugleich dürfe aber auch die Kunstfreiheit nicht eingeschränkt werden. „Es darf keine Vorkontrolle geben. Die Kunstfreiheit muss uneingeschränkt gelten“, fordert Göbel.

Der Documenta-Aufsichtsratsvorsitzende, Kassels Oberbürgermeister Sven Schoeller (Grüne), betont, über die Beschreibung der Grundwerte hinaus solle der „Code“ keine expliziten zensierenden Beschränkungen des kuratorisch-künstlerischen Handelns enthalten. Auch Hessens Kunstminister und stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender der Documenta, Timon Gremmels (SPD), verspricht: „Politische Einflussnahme auf die grundgesetzlich geschützte Kunstfreiheit wird es nicht geben“. Einer neuen künstlerischen Leitung müsse aber klar sein, dass es unter dem Deckmantel der Kunstfreiheit keinen Antisemitismus geben dürfe.

Der Kunstwissenschaftler Harald Kimpel plädiert inzwischen gar für ein Ende der Weltkunstausstellung. „Die gegenwärtige Situation ist völlig verfahren“, erläutert er im Gespräch mit der dpa. Das Selbstverständnis als Ausstellung, die auf stets provokante Weise das Wesentliche der zeitgenössischen Kunst dokumentiere, sei zerronnen. Stattdessen gehe es nur noch um „besonders pfiffige Konzeptionen“. Die Documenta 16 würde Kimpel daher gerne „als großangelegtes, fulminantes Finale“ sehen. *dpa*